

(Nachdruck verboten.)

Was ist Ruhm?

Roman von Max Kreher.

Alle Berühmtheiten unter den Bildhauern bezeichnete er mit diesem Sammelbegriff, wodurch er seinen grausigen Spott zum Ausdruck brachte. Er hatte den Geruch von feuchtem Gips mit hereingebracht, den ganzen strengen Duft der Arbeit, den er ewig mit sich herumtrug. Weiße Spritzen saßen ihm noch auf dem Gesicht und haften an seinem pfefferfarbigen Rock, der liederlich einen Knopf baumeln ließ. Die engen Beinkleider langten nach unten nicht, so daß die Strippen der Stiefel sichtbar wurden. Etwas Weltabgeschiedenes war mit ihm hereingekommen, etwas Sonderbares und zugleich Possierliches. Aber niemand lachte, denn alle kannten diesen Ruhmlosen, der sein Genie zu Markte trug, um „die großen Hühner fett zu machen“, wie er sich auszudrücken pflegte. Ganze Sagen hatten sich bereits um ihn gesponnen, von seinen Schrollen, seinem Einsiedlerleben und der Fügigkeit, mit der er gleich einem Heinkelmannchen die schwierigsten Aufträge im Sandumdrehen überwand. Man raunte sich bedeutende Namen zu, die durch ihn zu Glanz gekommen seien, sobald er ihnen als stummer Gehilfe sein mächtiges Können geliehen habe. Und noch war es im Gedächtnis der Alten, daß die große Gruppe: „Germania, Elsaß und Lothringen umarmend“, die am Einzugsstage 1871 den Potsdamer Platz schmückte und allgemeines Aufsehen erregte, von ihm in einem Zuge zusammengefittet worden war, ohne daß man damals viel Notiz von dem eigentlichen Schöpfer genommen hatte. Ein richtiger Lohnknecht der Welt, hatte ihn längst jeder Ehrgeiz verlassen, und so tappte er gewohnheitsmäßig als ein Furchentreter der Kunst weiter, ließ hinter sich ruhig säen und machte sich nichts aus der Ernte, die die Klügeren auf Kosten seiner Kraft hereinbrachten.

Kaum hatte er sich in der anderen Sofaecke neben Schmar niedergelassen, als Ruskke ihn fragte: „Sagen Sie, Meister, was ist Ruhm?“

Walzmann kniff die Augen zusammen und verzog den etwas schiefen Mund. „Eine gute Zauersche. Erbsen mit Bökelfleisch. Wenn's hoch kommt, ein saftiges Beefsteak. Dja. Es kann auch Bratwurst mit Lorbeer sein. Gewiß, gewiß! Sag' doch, mein Junge —“

Sein trockener Ernst reizte zum Lachen, ohne daß man sich Mühe zu einer Widerlegung gab; denn man wußte, daß sich dahinter nur sein tiefer Ingrimm versteckte, der ihm zur Philosophie der Würsichtigkeit verholfen hatte.

Er begriff nicht, wie man sich über solche Dinge noch aufregen konnte. Dann langte er nach der Skizze des Löwenkämpfers, die er sorgsam drehte und prüfte. „Kerl Dul Neuer Michel Angelo. Dja.“ wurde seine Bewunderung laut. „Und so etwas zeigst Du mir nicht? Verflucht noch mal. Idee, Idee! Das seh ich. Mal was andres als die Konditorschmiere. Marzipanguß, wohin man sieht. Dja, Glasierte Kuchenmänner, was nachher Denkmal heißt. Psui Deibel, ist die Kunst zur Dirne gesunken!“

Und er spie aus, hob die linke Schulter, um ein Gleichgewicht herzustellen, und fuhr fort: „Schlüter, Schlüter! Der Große Kursfürst und die Schloßfassade. Danach strebe, danach strebe! Nichts Größeres als dieser Kerl! . . . Nein, nein, ich will nicht trinken!“ unterbrach er sich. „Gib mir ein Glas Wasser, nur Wasser, ich muß nüchtern bleiben. Morgen früh um sieben knete ich schon. Es muß, es muß! Der Dred will gemacht sein. Zwei tüchtige Schinken, Du kannst Dir denken.“

Er schob das Bier zurück, faltete die welken Hände über den Leib und sprach mit geschlossenen Augen seine Kunst-andacht weiter, in der ihn niemand störte. „Schlüter, Schlüter! Dieser Gott, dieser Spitzbube! Hat mir mein Herz gestohlen, die eine Hälfte; die andere hat Beethoven. Dja. . . . Hast Ihr denn keine Drahtkommode? Spiel Beethoven, Ruskke! Die Neunte. Die Herrliche . . . Die Pathétique, was Du willst, nur Beethoven! Meine Seele dürstet. Gab mich geärgert über einen Hundsstot von Pro-

ffessor. Dja. Handelt sechs Dreier ab, dieser Krämer. Die Welt ist voller Dumpen.“

Ruskke sagte nichts, aber plötzlich blies er mit den Lippen „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, so wunderschön, daß alle ergriffen lauschten.

„Gut, mein Sohn.“ ließ sich Walzmann wieder hören. „Ausgezeichnet, aber etwas eintönig, Dein Klavier.“ Er gluckte ein kurzes Lachen herunter. „Könntest als Solist gehen. Bleib in der Übung, bilde Dich aus. Wenn Deine Opern nicht aufgeführt werden, hast Du doch ein Handwerk. So war' mit mir. Träumte von einem Tempel aus Marmor. Sit jetzt im Müllkasten. Kinder, man muß kriechen, man muß kriechen! Dann kommt man zur Höhe. Wer aufrecht steht, ist ein Rebell. Dja! Ein Nummsling, ein Stolzling, ein Kümmerling, ein Krümeljucher, ein nichtsnutziger Straßen-spaz. Dja. Futterneid, nichts als Futterneid! Jawohl, meine lieben Zigeuner. Der Kampf um die Krippe. Die Bauhütischer siegen . . . Kommt, kommt und seht Euch meinen Goethe an. Ausgeschlossen von der Konkurrenz, das Maß stimmte nicht. Herrlich, himmlisch! Ein Denkmal-komitee aus Sardellenhändlern. Als ob man Jupiter nach Zollen messen könnte! Nicht nach Metern, sondern nach Meilen. Dja. Ueber die Toga sitzt der Frack zu Gericht. Jupiter flieht. Auf seinem Sockel steht Stadtrat Meyer. Der Tempel stürzt, die gute Stube wird zum Tribunal. Alt-Hellas sitzt auf der Kofinante, und der Droschkengaul zieht den Straßenkarren der Thebaner. „Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft!“ Dja. . . . Stand gestern beim Mondschein vor Schlüter, hielt Zwiegespräch mit ihm. Kam mir wie ein richtiger Seifensieder vor, schlich beschämt weiter. Sah dann seine Totenmasken am Zeughaus, hatte eine Vision. Lacht nicht, Kinder, ich war nüchtern! Die Ruhmlosen starben und sandten die Anklagen zum Himmel. Verflucht, dieser Standal! Brechende Augen und Flügel. Sterbeseufzer, Zanunern nach einem Labetrunk.“

Plötzlich unterbrach er sich und blickte auf Kempen. „So gib mir doch etwas zu trinken, Herrmann. Ja, denkst Du vielleicht —?“ Wiederholt hatte er nach dem Glas mit Wasser gegriffen, das er aber jedesmal wieder von sich schob, wie jemand, der zwischen zwei Dingen zu wählen hat. „Ich verstehe Dich nicht, mein Junge, die Arbeit läuft doch nicht fort, nein.“ sagte er dann mit Milde in seiner Stimme. „Uebermorgen ist auch ein Tag. Was habe ich Dir denn getan? Gönn mir doch den Schluck.“ Und ohne erst die neue Einladung abzuwarten, holte er sich das Bier heran und trank den übrigen zu.

Schon der erste Tropfen Alkohol warf ihn um und lehnte den anderen in ihm hervor, der nach Betäubung verlangte. Aber noch hatte er sich in der Gewalt. „Nein, nein, nichts mehr.“ Er verdeckte mit der Hand das leere Glas, das Lorenzen ihm aufs neue füllen wollte. „Einen Schluck noch, meinewegen.“ Die Neue, nicht fest geblieben zu sein, packte ihn bereits, denn wochenlang trank er nur Wasser und kalten Kaffee, den er sich selbst in einer riesigen Kanne braute.

Kempen riß Lorenzen die Flasche fort, aber schon fühlte Walzmann immer mehr die Schwäche, die ihn am seidenen Faden zog. Sein Mut sank zum Eigensinn, der ihn raubbeinig stimmte. „Kempen, mein Junge, dankst Du mir so? Wer hat Dir was beigebracht? Ja, ich, Peter Walzmann, der Prolet, der Lohnschinder, der Dachspaz, der den Großen etwas auf die Köpfe macht. Das ist mein Trost, meine Freude, daß ich wenigstens wegflegen kann, wenn ich will . . . Junge, jetzt wollen wir lustig sein. Ins Nirwana hinein. Hier, holt Bier, holt Kognak, einen mit drei Steraen. Laßt die Kunst leben, die heilige, edle Kunst, die Trösterin der Armen und Bedrückten. Die Göttliche, die Ewige, die Eine! Denn es gibt nicht die Kunst, sondern nur eine. Das ist's, was die Bananensen immer vergessen, die alles rubrizieren möchten. Bleibt ihr treu, dieser Einen, die uns alle umschlingt mit ihren weißen Armen. Meidet den Schmutz, blickt immer nach oben, wo die Reinheit den Erdendunst verzehrt. Profit, profit, meine Junge, es lebe die Jugend, denn ihr gehört die Zukunft!“

Drei harte Taler waren auf den Tisch geslogen, denn er hatte den Lohn für die letzte Arbeit in der Tasche, ein nettes Sümmchen, das er aber noch nicht an den Mann hatte bringen können, weil die neue Bestellung so plötzlich gekommen war.

Nun, wo ihm das Bier die Zunge gelöst hatte, sprach er nicht mehr in abgehackten Sätzen, sondern fließend, wie aus einem Buch. Gleichsam war Schwung in ihn gefahren, der ihn fortführte vom Alltag in den seligen Zustand der Vergessenheit. Er fand bilderreiche Worte, stieg und sank in seiner Empfindung, pfiff, stimmte ein Lied an und fühlte sich plötzlich jung unter diesen Strebenden, die, eine vergnügte Nacht vor sich sehend, die Lobeshymne auf ihn in jeder Tonart fangen.

„Es lebe der Meister, es lebe der Meister!“

Die Gläser klirrten, und Rauschoblies einen Posaunenfusß dazu. Schmarr erhob sich und wechselte den Platz, denn der Gedanke, als Verwachsener neben einem ähnlichen zu sitzen, hatte ihn längst unruhig gestimmt. Diese beiden betrachteten sich immer mit feindlichen Blicken, ohne daß sie sich es merken ließen; gewissermaßen wollte jeder der Schöne von ihnen sein, machte der eine den anderen im stillen für das eigene Uebel verantwortlich. Trotzdem kamen sie gut miteinander aus, sobald es sich um ihre Kunst handelte.

Blankert setzte sich neben Walzmann und berichtete ihm von dem Eigensinn des Kleinen, worauf sofort die Antwort kam: „Bravo, bravo, Schmarr! Lieber Ritzarbeit machen, Säulenheilige und Torhertuleße, wasserspeiende Frösche und Postamentgindel. Nur nicht den personifizierten Stumpfsinn verewigen. Deine Kurrendejungß, prima fein! Brauchst Du Geld, brauchst Du Geld? Hier mein Junge, zier Dich nicht. Pumpen ist keine Sünde, nur das Wiedergeben.“

Er holte sein geblümtes Taschentuch hervor, in das er Gold eingeknotet hatte, und schob ihm nun ein Zwanzigmarkstück hin, das aber Schmarr nicht nahm, obwohl seine großen Augen darauf haften blieben. Erst als Walzmann zartfühlend ihm erklärte, daß er gern dafür einen Abguß seiner „Singen-den Knaben“ haben möchte, streckte er den langen Arm aus und strich das Geld vergnügt ein. Gleich darauf zog ihn Lorenzen beiseite und setzte ihm leise auseinander, daß ihm die Hälfte davon heute noch zufallen müßte als Abschlagszahlung für die Schuld. Kempfen brauche davon nichts zu wissen, denn er halte ihn so knapp, daß er ihn selbst an den Grofschen zum rasieren dreimal ermahnen müsse.

„Gut, gut,“ raunte Schmarr zurück und hielt in seiner Tasche das Goldstück krampfhaft fest. „Gehen wir nachher wechseln.“

Kempfen dachte nicht daran, Kognak holen zu lassen, denn dann würde die ganze Gesellschaft sicher betrunken werden und den Skandal noch vergrößern; aber knidrig, wie er war, hatte er sich doch einen Taler angeeignet, während er das andere Geld dem Spender wieder zusteckte. Draußen war Frau Lemke mit Worten von ihm bestochen worden; sie kam herein, brachte Zigarren und frisches Bier und gebrauchte dabei die Ausrede, daß das andere Gewünschte nicht zu haben sei. Sofort sprang Walzmann auf, faßte sie unter und wollte sie mit Gewalt zum Platz nehmen bewegen. „Setz Dich doch, mein Kind, sei vergnügt mit uns. Das Leben ist so kurz! Hast Du nicht noch eine hübsche Tochter? Siehst Du, ich feiere heute meinen Geburtstag.“

Das sagte er zehnmal im Jahre, trotzdem es nie wahr war. Sie lachte und wehrte sich, entsetzte sich dann aber aufs neue über diese Wirtschaft, die sie noch nie erlebt hatte. Sie müsse nun um etwas Ruhe bitten. Das Fräulein nebenan, das Fräulein!

(Fortsetzung folgt.)

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg.

Autorisierte Uebersetzung von Laura Geldf.

Da verbesserte sich die Stimmung im Zimmer. Krän Gbas, der dem Führer am nächsten saß, gab ihm unwillkürlich einen kleinen Stoß mit dem Ellenbogen und lachte leise. Und alle Männer lächelten auf einmal, als ginge derselbe Gedanke durch aller Hirn.

Jürgen erinnerte daran, daß die Versammlung beginnen müsse; sie erhoben sich. Der alte Anders, der mit dem Vieh draußen gewesen war, kam zurück und in einiger Entfernung sah man Sören Knaf, der in gelindem Trab von seiner Posttour zurückkam, um noch zur rechten Zeit da zu sein.

Draußen, am Hausgiebel, standen mehrere Hundert Menschen dicht um einen Wagen geschart, der als Rednertribüne dienen sollte.

Als der Abgeordnete und der fremde Politiker sich zeigten, fingen die Leute an zu drängen und stellten sich auf die Zehenspitzen, um besser sehen zu können. Einzelne liefen rings um den

Gausen herum, um irgendwo eine Oeffnung zum Durchblicken zu finden.

Dann ward es lautlos still in der Versammlung.

Da waren junge Häupter, die grad und frei auf den Schultern saßen und ergraute Häupter mit geducktem Nacken. Da waren Gesichter, blank und glatt, gleich einer unbefriedigten Tafel, aber auf den meisten standen in leichtleferlicher Schrift die Mäheligkeit des Lebens, der Kampf ums Brot und die täglichen Sorgen. Die Sonnenstrahlen fielen schräg herab auf alle diese verschiedenartigen Häupter, die eine braune Haut und wie in Stein gemeißelte Züge zeigten. Alle schauten nach demselben Punkt und die gleiche, ernste Erwartung lag auf den Zügen aller Anwesenden.

Nachdem der Abgeordnete in seiner gewöhnlichen langweiligen Art eine Uebersicht über die Verfassungsgeschichte gegeben hatte, wie er es stets zu tun pflegte, war es zum Schluß, als wache er auf. Er richtete sich auf und blickte über die Versammlung hin. Dann sprach er mit bewegter Stimme und stark rollendem „r“:

„Jetzt, in diesen Tagen, wollen sie uns wieder beschneiden, die großen Herren. Wir kennen sie wohl. Es sind der Kammerherr auf Knapholt — seine Hand wies in der Richtung, in der das Gut lag — der von Ruggaard und andere; sie wohnen hier mitten unter uns. Diese Art Leute sind es, die uns zerbrechen wollen, genau so, wie ihre Eltern unsere Eltern geknechtet haben vor langer Zeit. — König Friedrich war es, der uns die Verfassung vom 5. Juni gab. Aber seitdem haben sie nicht ruhig schlafen können, die großen Herren. Sie können die Zeit nicht vergessen, da sie uns Bauern noch auf das hölzerne Pferd spannen konnten und sie denken gewiß, es wäre schön, wenn die Zeiten wiederkommen könnten. Doch wir Bauern haben auch ein Gedächtnis und wir sollten nicht gern vergessen, daß es eine Zeit gab, wo unsere Vorfäter die Treppen dieser Leute hinauffröhen und vor den gemalten Pfosten dieser Herren den Hut ziehen mußten! — Sie reden ja jetzt ganz nett; aber Ihr dürft ihnen nicht glauben! Es ist des Inspektors Peitsche, die wieder in der Luft knallt!“

Einigen Alten zitterten die Mundwinkel.

Wads Peter begleitete seine Rede mit zustimmendem Nicken des länglichen, eigentümlichen jütischen Kopfes, dessen gebogene Nase und volles Kinn den Eindruck derber Kraft und Zuverlässigkeit machten.

„Aber wir Westjüten haben erst gewußt, was in uns steckte, nachdem wir damals von hier bis Jünen sämtliche Güter in Brand gesteckt und den König in Oberse totgeschlagen hatten. Und noch immer fließt warmes Blut in unsern Adern!“

Es waren die Gesichter streitbarer Männer, die nun zu dem Sprecher aufblickten, und sie sahen so aus, als würden sie ihrem Führer folgen, wohin immer er wolle. Ein Hoch zum Gedächtnis Friedrich VII. beantworteten sie mit ohrenbetäubendem Gurrarrufen, und die Köpfe wandten sich und nickten einander zu.

Sowie aber der politische Führer austrat, lehrten sich ihm alle Köpfe zu, wie von unsichtbarer Schnur gezogen, und wieder herrschte lautlose Stille.

„Es gibt hierzulande zwei Sorten Menschen: Provisoristen und Nicht-Provisoristen! Leute, die das Gesetz erfüllen, und Leute, die es mit Füßen treten!“ begann er und senkte in scharfer Linie die Stirn, als wolle er einen unsichtbaren Feind auf die Hörner speißen.

Es ging wie ein Rud durch die Versammlung. Seine Hünen-gestalt, seine donnernde Stimme, sein eigenartiges Aussehen und die Art und Weise, wie er diese einleitenden Worte hervorbrachte, machten einen tiefen Eindruck auf diese Menschen, von denen viele noch nie eine öffentliche Versammlung mitgemacht hatten.

„Kämpfen ist ehrlich. Wenn unsere Vorfäter in den Zweikampf gingen, zogen sie einen Kreis; das war der Boden des Gesetzes. Innerhalb dieses Kreises war es eine Ehre zu siegen und eine Ehre zu fallen. Wer aber diesen Kreis verließ, der war ein — Ehrloser!“

Bei dem letzten Wort schienen seine Augen aus den Höhlen zu treten. Der Schweiß perlte auf seiner Stirn, die Adern schwoollen in seinem Antlitz, und der Wagen unter ihm erzitterte. Es war, als fauche jeder kleinste Teil seiner Gestalt und als loche es im Innern dieses gewaltigen Körpers.

„Wenn ein Dieb einbricht und stiehlt, kann er nach dem Gesetz bestraft werden; wenn aber die obersten Güter des Gesetzes mit falschen Schlüsseln die Staatskasse erbrechen, was dann? — Wir können sie in ihrer Gesetzlosigkeit belassen! Niemand kann nämlich auf die Dauer herrschen, ohne auf dem Boden des Gesetzes zu stehen. Und wenn wir ihnen diesen Boden nicht geben, dann müssen sie zugrunde gehen, denn der Rechtsbruch trägt in sich den Tod!“

Während er sprach, senkten sich die Köpfe mehr und mehr.

„Gegen uns ist die Regierung mit einem Troß von Gutsbestkern, Beamten und Speichelfedern; aber für uns ist die Wahrheit und das Recht. Dadurch werden wir täglich stärker werden. Wir stehen auf der Seite des Lebens und des Fortschritts! — Es kann vielleicht lange dauern, wenn wir keine Gewalt anwenden wollen. Aber was sind zwanzig Jahre im Leben eines Volkes? — Sollten wir Älteren von uns auch ohne Sieg in das Grab müssen — so soll es von uns doch heißen, daß, wenn auch die Ersten des Landes das Gesetz mit Füßen traten, so hat doch der gemeine Mann daran festgehalten!“ Er senkte die Stirn und bohrte seinen

Wick derartig in die Menge der Zuhörer, daß es ihnen an den Haartwurzeln zu jucken begann: „Ihr seid es, Männer, die das Geseh ruft, da keine anderen es hören wollen! Schließt einen Kreis und haltet fest, Ihr dänischen Männer alle! Gott allein weiß, wann wir siegen werden!“

Es entstand eine kleine Pause. Die Versammlung atmete auf und die dicht aneinander gedrängten Köpfe, die von der Sonne beschienen wurden, kamen in Bewegung. Es war wie ein schwaches Blinken und Säusen, wie wenn der Wind im Walde die Blätter wendet.

„Doch der Feind ist im Landel!“ tönte es über die Menge hin. „Der Feind ist im Landel!“ wiederholte er lauter, und mal für mal dudte sich seine Gestalt und richtete sich wieder auf, daß der Wagen in schaukelnde Bewegung geriet. „Dem Gesehbruch setzen wir die Treue entgegen! Es gilt, treu zu sprechen, treu zu handeln und in Treue auszuharren! — Und einst werden wir siegen durch diese Treue! — Es lebe die demokratische Treue!“

Nachdem das Hurrarufen aufgehört hatte, fragte Jürgen, ob noch andere da seien, die zu sprechen wünschten. Es meldete sich niemand.

Sören vom Kärhofs, der für den geizigsten Menschen im Umkreis vieler Meilen galt, stand dicht am Wagen. Er richtete seinen skelettartigen Körper in die Höhe und wandte sein Regels Gesicht mit den dünnen Backen, der scharfgebogenen Nase und den tiefhängenden, alles verschlingenden Augen der Versammlung zu und rief mit einer Stimme, die den schrillen Laut des Metalls hatte: „Zu dem Strauß, den wir jezt mit dem Raad ausfechten sollen, das unser Land ruiniert, gehört natürlich Geld. Was mich anbetrifft, so gebe ich gern einen Halbhundertkronenzettel und sollte es zu wenig sein, dann könnt Ihr wiederkommen!“ Er streckte seine Hand aus mit den mageren, ausgebreiteten Fingern.

Jürgen gab die gewünschte Aufklärung.

„Indem ich jezt die Versammlung schließe,“ fuhr er fort, „möchte ich gern den Männern, die unsere Sache führen sollen und die heute zu uns gesprochen haben, ein Wort von uns mit auf den Weg geben. Wir gehören nur zu den kleinen Leuten, aber deshalb haben wir keine geringere Ehre: die Ehre, zu den Männern zu gehören, die die Freiheit bewahren sollen, damit wir dieselbe einst unseren Nachkommen vererben können.“

Jürgen stand ruhig da und sprach mit sicherem Ton. Die Nachmittagssonne fiel auf seine männlichen, ausgeprägten Gesichtszüge und spielte goldig in seinem braunen, krausen Vollbart.

„Und dies Wort soll heißen: Geht Ihr getrost ins Feuer! Wie immer Ihr auch die Sache ansieht, wir folgen Euch! Es ist ein historischer Augenblick! Wir verlassen uns auf Euch! Und Ihr könnt Euch auf uns verlassen! Sind wir uns darin nicht einig?“ fragte er zur Versammlung gewandt.

„Ja! ja!“ antworteten sie von allen Seiten.

„Es lebe unser Abgeordneter und unser Führer!“

Hurra!

Nach Peter stieg auf den Wagen hinauf und dankte. „Es ist dies fast die schönste Versammlung, die ich auf meiner ganzen Tour gehabt habe. Vergleichen stärkt den Mut! — Und ehe wir nun von dannen gehen, will ich dem Manne dort,“ er zeigte auf Jürgen, „meinen Dank aussprechen für die Arbeit, die er im Dienste der Demokratie hier in der Gegend geleistet hat! Uns ist er eine Stütze und Euch gereicht er zur Ehre!“

Marie stand am Hausgiebel und hörte diese Worte. Sie errötete, und ihre Augen strahlten vor Freude, Stolz und Glück.

Am äußersten Ende stand Anders Krage. Seine Augen wurden feucht, während Jürgen sprach und füllten sich schließlich mit Tränen. Nun quollen sie über; die Tränen liefen die Wangen herab und er wandte sich ab.

Die Versammlung war zu Ende.

Der Wagen, der die beiden Politiker noch zu einer anderen Versammlung am selben Tage bringen sollte, stand bereit. Und als er davonfuhr, erkönte das letzte Hurra über die Dünen hin, während die Führer zum Abschied mit den Hüten schwenkten.

Die Menge löste sich auf in einzelne, plaudernde Gruppen.

„Vielleicht sehen wir uns schneller wieder als wir gedacht hatten!“ sagte der kleine Jelp, als er Jürgen Adieu sagte.

Langsam verzog sich die Schar und verschwand in den Mooren, den Feldern und hinter den Dünenketten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anwendung der Elektrizität in der Medizin.

Ob sich die Prophezeiung, das zwanzigste Jahrhundert werde das der Elektrizität sein, auch auf dem Gebiet der Medizin bewähren wird, ist zum mindesten noch zweifelhaft, obgleich einige Anzeichen dafür vorliegen, daß noch wesentliche Neuerungen von dieser Seite zu erwarten sind. Auch jezt findet die Elektrizität schon eine Fülle von Anwendungen, die um so vielseitiger sind, als eine Reihe verschiedener Formen der Elektrizität zu Gebote steht. Die

wissenschaftliche Grundlage des Ganzen ist in der Tatsache zu erblicken, daß der Durchgang des elektrischen Stroms durch den Körper gewisse Veränderungen in den Geweben und in der Tätigkeit der Organe hervorbringt. Diese Veränderungen sind sehr mannigfaltiger Art und verlangen ein um so genaueres Studium, als sie auch nach der Gattung des Stromes wechseln.

Im allgemeinen werden in der Medizin fünf Sorten von elektrischem Strom verwandt, einmal der galvanische oder konstante Strom, zweitens der faradische oder induzierte Strom, drittens der Sinusoidalstrom, viertens der statische Strom und endlich die Wechselströme von mehr oder weniger hoher Frequenz. Die Wirkung des galvanischen Stroms steht einzig da, weil er allein sämtliche Grade der Elektrizität überhaupt möglichen Einflüsse in stärkstem Grade ausübt, während bei den anderen Form des Stromes einige dieser Einflüsse ganz fehlen oder nur sehr abgeschwächt auftreten. Am längsten bekannt ist die Wirkung dieser Elektrizitätsart auf die Zusammenziehung der Muskeln, die aber nur eintritt, wenn der Strom plötzlich geöffnet oder geschlossen wird. Die Benutzung des Stromes zur Erzeugung einer elektrolytischen Zersetzung kann die für die Beseitigung von Krankheiten oft so außerordentlich wichtige Aufsaugung und damit Beseitigung von krankhaften Exsudaten herbeiführen. Außerdem besitzt der galvanische Strom bis zu einem gewissen Grade bakterientörende Eigenschaften, kann aber zu diesem Zweck keine Verwendung finden, weil er nur in sehr großer Stärke genügend wirksam sein würde. Außerdem wirkt der positive Pol einer galvanischen Batterie auf Nerven und Muskeln beruhigend ein und kann daher Schmerzen und Krämpfe lindern, während der negative Strom umgekehrt Nerven und Muskeln anregt und so zu einer Verbesserung der Ernährung und Verdauung benutzt wird. In neuester Zeit hat man diesen Strom dann auch außerdem noch zur feinen Verteilung von Medikamenten in den Körper hinein verwertet.

Der faradische oder induzierte Strom wird ausschließlich zur Veranlassung von Muskelzusammenziehungen gebraucht, allenfalls noch bei schneller Unterbrechung zur Beruhigung der Nerven und zur Stillung von Schmerzen. Zu beachten ist, daß er durch die Zusammenziehung der Muskeln auch die allgemeine Ernährung zu beeinflussen vermag. Bei hoher Spannung kann er durch den auf die Nervenenden ausgeübten Reiz von Wert in einigen Formen der Hautnervenlähmung sein. Der Sinusoidalstrom ist ein Wechselstrom, der von einer Dynamomaschine bezogen wird. Er unterscheidet sich von dem faradischen Strom dadurch, daß seine Änderungen allmählich und nicht plötzlich erfolgen. Dadurch wird seine Anwendung auch für den Patienten angenehmer. Während er im übrigen ähnlich wie der faradische Strom wirkt, ist er wegen seiner besonderen Anregung auf die nicht unter der Herrschaft des Willens stehenden Muskeln bemerkenswert. Der statische Strom ist dadurch ausgezeichnet, daß er in einer Richtung verläuft. Es ist daher wiederum ein positiver und negativer Pol vorhanden, die in ihrer verschiedenen Wirkung den Polen des galvanischen Stroms entsprechen. Auch er dient zur Aufsaugung von Exsudaten und zur Erzeugung örtlicher Blutstauungen. Zu diesem Zweck wird er häufig in der Gestalt von Funken gebraucht, von denen die positiven weniger Schmerzhaft sind als die negativen. Ein elektrisches Bad in statischem Strom führt zu einer Verkleinerung des Pulses, zu einer schwachen Steigerung der Temperatur und der Atmungstätigkeit, zu Veränderungen des Blutdruckes und auch zur Hebung der Tätigkeit der Verdauungsorgane. Die Verwendung von Wechselstrom hoher Frequenz ist das neueste Kapitel dieser modernen medizinischen Geschichtsschreibung. Auch hier kann die Benutzung teils durch Funken, teils durch Strom erfolgen. Die hauptsächlichste Wirkung besteht in einem Einfluß auf das Blut, das dadurch nicht nur an bestimmte Körperstellen hingetrieben, sondern auch in seinem Gehalt an weißen Blutkörperchen gesteigert und andererseits von Bakterien befreit wird. Im allgemeinen tritt aber durch diese elektrische Behandlung ein Sinken des Blutdruckes ein und dadurch eine vorübergehende Verminderung der Nervenempfindlichkeit. Durch Funken können kleine oberflächliche Wucherungen zerstört werden. Aber auch die inneren Organe sind dem Einfluß der Hochfrequenzströme zugänglich.

Eine Frage von besonderer Bedeutung ist für alle elektrischen Ströme selbstverständlich ihre Wirkung auf Gehirn und Rückenmark. Eine solche ist nur bei galvanischem Strom zu verspüren, und zwar auch nur in verhältnismäßig geringem Grade. Das Rückenmark erscheint in dieser Hinsicht noch besser gegen die Einflüsse des Stroms geschützt als das Gehirn. Was nun die Anwendung der Elektrizität im allgemeinen gegen einzelne Krankheiten betrifft, so stehen in dieser Hinsicht die *Nervenkrankheiten*, in weitestem Umfang genommen, voran. Insbesondere ist ihre Verwendung bei Lähmungszuständen fast selbstverständlich. Es kommt aber nicht nur darauf an, die gelähmten Muskeln in Bewegung zu bringen, sondern auch einen Einfluß auf die Nerven und auf ihre Ernährung auszuüben. In verschiedenen Formen ist daher die Elektrizität auch gegen Rückenmarkschwindsucht mobil gemacht worden und hat ohne Zweifel ihre Fähigkeit bewiesen, einige Erscheinungen dieser Krankheit zu mildern oder zu heben, kann aber als ein eigentliches Heilmittel gegen sie freilich nicht bezeichnet werden. Denn einmal durch den Fortgang dieser Krankheit Nervenfasern des Rückenmarks zerstört sind, so kann die Elektrizität dagegen nicht helfen, zumal sie, wie gesagt, zu diesem Organ besonders schwer Zutritt findet. Umgekehrt kann der galvanische Strom auch zur Beruhigung örtlich vorhandener Muskelkrämpfe dienen, was zuweilen

gegen die Folgeerscheinungen von Gehirnschlag von Nutzen sein kann. Derselbe Strom wird aus dem gleichen Grund zur Schmerzvertreibung bei akuter Nervenentzündung und bei Neuralgie gebraucht. Bei chronischen Nervenleiden kommen dagegen andere Ströme in Betracht, namentlich die statischen und die von hoher Frequenz. Anerkannt sind die Erfolge der elektrischen Behandlung bei Hysterie. Ebenso ist die Neuroasthenie in einigen ihrer greifbaren Ausprägungen der elektrischen Behandlung zugänglich, ferner auch andere Schwächezustände besonderer Teile des Nervensystems. Ob die Epilepsie durch Elektrizität wesentlich gebessert werden kann, ist noch nicht entschieden, aber es hat leider den Anschein, daß das endgültige Ergebnis der dahin zielenden Versuche negativ lauten wird. Dasselbe gilt vom Bettstanz. Gegen Geisteskrankheit kann Elektrizität nur Verwendung finden, wenn ein Zustand von Starrsucht eingetreten ist, wobei dann vielfach elektrische Funken gewissermaßen zum Erwecken des Kranken dienen. Mit der Einführung der Hochfrequenzströme hat die Elektrizität Eingang in das Arsenal der Medikamente gegen Gelenkentzündung und ähnliche Krankheiten gefunden. Besonders wird der sogenannte *Muskelrheumatismus* vielfach erfolgreich auf diesem Wege behandelt. Eigentlich gibt es jetzt überhaupt kaum noch eine Art von Krankheit, gegen die man nicht wenigstens versuchsweise einmal die Elektrizität zur Anwendung gebracht hat. Lungenschwindsucht und Augenkrankheiten, Verdauungsstörungen und die Gefahren der Aderverfälschung, Kropf und Augenkrankheiten, endlich ein ganzes Heer von Hautkrankheiten — alle sind bereits mit Elektrizität behandelt worden, und hin und wieder auch mit Erfolg. So ist die Elektrizität zu einer der wichtigsten Hilfskräfte des Arztes geworden und zum mindesten spricht kein Grund gegen die Annahme, daß diese Bundesgenossenschaft in Zukunft nicht eine noch höhere Bedeutung gewinnen wird.

Kleines feuilleton.

Von der edlen Freiheit der Wissenschaft. In allen, mit und ohne Bier, gehaltenen Festreden der Berliner Universitätsfeier wurde die Freiheit der Wissenschaft verherrlicht und mit Stolz als unüberwindlich preußischer Besitz verkündet. Indessen hat doch niemand recht eigentlich die Freiheit gefeiert, sondern — ein rühmliches Juden verborgener Ehrliebeit — immer nur die Freiheit, wie sie in Preußen seit alters behördlich konzeffioniert ist, eine edle Freiheit, die sich selbst Gesetze gibt, eine talkvolle Freiheit, eine staatspreußische Freiheit, kurz, die Freiheit, mit Würde, Disziplinarrangst und Pensionsberechtigung die Knechtschaft zu ertragen.

Gerade eben veröffentlicht in der „Historischen Zeitschrift“ G. Mueßebeck ein Kulturbildchen dieser preußischen Freiheit aus der Zeit der Schmalzgefellen und Kampffgefahrten. Auf Grund bekannter und einiger unberühmter Urkunden schildert er die Einleitung des Verfahrens gegen Ernst Moritz Arndt.

Arndt war in der Franzosenzeit der leidenschaftlichste Vorkämpfer gegen Napoleon gewesen, in dem er den Tyrannen glühend haßte. Jetzt war Napoleon unschädlich gemacht, die Völker waren durch das königliche Versprechen deutscher Einheit und Freiheit in den Krieg gegen ihn gehetzt worden, und nun kamen die Patrioten zurück und verlangten die Einlösung der königlichen Verheißungen. Zunächst wollte man auch die Männer belohnen, die in schlimmer Zeit, mit Aufopferung ihrer ganzen Persönlichkeit, gegen die „Fremdherrschaft“ gewirkt hatten. Arndt hatte der preußische Staatskanzler Hardenberg bereits 1814 eine Belohnung für seine Dienste in Aussicht gestellt. Aber man nahm sich Zeit; der schwärmerische Brausekopf, der in seinem Soldatenkatechismus das Recht der militärischen Meuterei gepredigt und die Adelsprivilegien stürmisch bekämpft hatte, blieb trotz seines fanatischen Preukentums Friedrich Wilhelm III. und seinen Leuten verdächtig. Pamphlete wider die deutschen Jakobiner, wider die „deutschen Vot- und Schwärzmänner“ denunzierten von 1814 bis 1817 Arndt als Umstürzler. Als aber im Mai 1818 die Universität Bonn als wissenschaftliche Grenzfestung begründet wurde, hielt man den braven Arndt doch für genügend abgekühlt und zuverlässig, um ihn eine Professur der Geschichte an der neuen Universität anzubetrachten. Auf der am 10. Oktober 1818 aufgestellten Nachweisung der bereits ernannten Bonner Professoren findet sich der Name Arndts. Gleichzeitig aber erschien in Berlin der vierte Teil seines „Geistes der Zeit“. Darin warnte er vor schlimmen rückläufigen Kräften. Gleichzeitig warnte er aber auch das Volk vor eigenmächtigem Handeln, vor Orden und geheimen Gesellschaften.

Trotz dieser Ablehnung politischer Bestrebungen geriet die Polizei und mit ihr Friedrich Wilhelm III. in Wut wegen der Angriffe auf die geheime Polizei, die man zwar feierlich und laut aufgehoben, aber tatsächlich um so umfassender und tüdischer organisiert hatte. Der König wollte nun im ersten Augenblick die Universität Bonn überhaupt nicht eröffnen. Der preußische Polizeiminister Fürst Wittgenstein drohte mit seinem Rücktritt; und der „liberale“ Staatskanzler Hardenberg war ganz derselben Meinung, indem er Wittgenstein zur Beruhigung schrieb: „Gegen Arndt muß kräftig gehandelt werden. Erst jetzt ist dieses pöbelhafte Buch zu meiner Kenntnis gekommen, und ich bin der entschiedenen Meinung,

daß er nicht als Lehrer der Jugend anzustellen, sondern von Bonn zu entfernen sei.“

Aber die Maßregelung des einen Mannes genigte nicht, man wollte alle Professoren zusammen und auf einmal unterjochen. So wurde denn Arndt zwar nur die Mißbilligung ausgesprochen, aber zugleich in der Kabinettsorder, die die Rüge enthielt, ein Hohenzollern-Programm für die Freiheit der Wissenschaft aufgestellt. Es hieß in dieser Kabinettsorder vom 11. Januar 1819, Arndts Buch enthalte „ganz unschädliche und unnütze Dinge, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anstehen und nachhaltig auf diese wirken können“; der König sei nicht gesinnt, die freie Diskussion beschränken zu wollen, aber der Minister sollte den Verfasser warnen, künftighin vorsichtiger zu sein, da auf den preußischen Universitäten keine Lehrer geduldet werden könnten, „die dergleichen Grundsätze aufstellten, als in seinem Buche enthalten sind“. Es wurde dem Kultusminister in der Kabinettsorder zur Pflicht gemacht, daß künftig ähnliche Aeußerungen preußischer Universitätslehrer nicht mehr laut würden, und Arndt verwant, „durch wahrhaft gelehrte und streng wissenschaftliche Beschäftigung“ das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Diese Kabinettsorder über die edle Freiheit wurde allen Universitäten durch ministerielles Rundschreiben bekannt gegeben, in dem die Professoren ermahnt wurden, sich nicht den nichtigen Tageschriftstellern gleichzustellen, und sie aufgefordert wurden, Männer heranzubilden, „die, entfernt von der aus seichem Wissen entfliehenden Annahung, als gereifte Ratgeber an der Verwaltung des Staates Anteil zu erlangen verdienen, die Entwicklung ihrer Zeit zu erkennen und in die Leitung derselben weise einzugreifen vermögen“. Die Mitglieder der Lehrkörper sollten dieses Aussprechen des königlichen Willens, „welches sie gegen Störung und Abwege einzelner schützt, als einen neuen Beweis des hohen Wertes betrachten, welcher auf die Universitäten im Staate gesetzt würde, und des ernstlichen Bemühens, die Förderung der Wissenschaft in möglichster Reinheit und Höhe zu sichern“. Klingt das nicht ganz, als ob es aus dem Munde der Jubelnden von 1910 käme!

Bergebens protestierten gegen diese Vermahnung die Bonner und Berliner Professoren. Der Protest wurde nicht einmal einer Antwort gewürdigt.

All dies geschah aber, bevor das Attentat des deutsch-nationalen Schwärmer Sand — des „vortrefflichen Sand“ im Sinne der Preußen-Polizei —, der Koheube tötete, den Vorwand zu jener verurteilten Demagogie lieferte, unter deren ersten Opfern sich nun, gänzlich unschuldig, Ernst Moritz Arndt befand.

Aus dem Tierreiche.

Vogelmassenmord auf Helgoland. Wir klagen darüber, daß Wälder und Fluren immer ärmer an Singvögeln werden, und machen den Massenfang der Zugvögel in den südlicheren Ländern, den Unfug der Verwendung von Vogelfedern und ganzen Vögeln in der Puhmacherei für diese Abnahme unserer Singvögel verantwortlich, mißgönnten sogar dem wissenschaftlichen Sammler das Anlegen seiner Vogelfalkkollektionen. Man hat aber, schreibt Dr. Knauer im „Türmer“, heute nicht das volle Recht, mit den Südländern zu Gericht zu gehen. Solange bei uns die Schnepfen in Laufdohnen gefangen und geschossen werden, im Frühjahr wie im Herbst, die Krammetsvögel zu Hunderttausenden im Herbst in Schlingen gefangen, die Zugenten im Herbst in den Rojen erbeutet werden, fehlt uns die Berechtigung, dem Südländer seinen Vogelfang zu verübeln. Wie eifrig und ausgiebig wird im Wattenmeer auf den Inseln Föhr, Sylt und Amrum auf Enten und andere Wasservögel gejagt! Von Beginn des August an, bis sich das Wasser in den Rojen mit Eis zu bedecken beginnt, wird da der Entenfang betrieben. Die alte Roje auf Föhr, die sogenannte alte Ebennummer, die schon im Jahre 1730 angelegt worden ist, hat es schon auf einen Fang von 2100 Enten an einem Tage gebracht. Im Jahre 1767 wurden in dieser ältesten Roje 51 924, im Jahre 1789 66 883, im Jahre 1841 52 924 Enten gefangen. Durchschnittlich kann man den jährlichen Fang in dieser alten Roje auf 10 000 bis 12 000 Stüd Enten ansetzen. Auf Föhr sind noch fünf neue Rojen, auf Sylt drei, auf Amrum zwei vorhanden. Auf Föhr wurden in der neuen Roje in den Jahren 1859 bis 1861 durchschnittlich 40 000 Enten erbeutet, im Jahre 1887 aber in allen sechs Rojen nur 33 000 Enten. Zahlreiche Wildenten fangen sich alljährlich beim Rauchen in den feinen, für den Lachsfang unter dem Wasser aufgestellten Netzen. Wie beschämend ist der Vogelmassenfang, wie er auf Helgoland, diesem für den Vogelzug berühmt gewordenen Eilande, betrieben wird. Niemand wird dem Helgoländer verwehren, daß er alle die Vögel, die seinen mit vieler Mühe errichteten und instand gehaltenen Gemüsegärten schädlich werden, fängt. Und auch die Buchfinken, Reißige, Bluthänfinge, Stieglitze, die er sich als Stubenvögel hält, wird man ihm gönnen. Daß er aber in einem einzigen „Drosselgarten“ täglich bis zu mehreren Hunderten Singdrosseln, Amseln und was sonst an Vögeln in seine Netze geht, einfängt, daß in einzelnen Nächten an 15 000 Vögel gefangen werden und alle diese Vögel als Lederbissen für die Badegäste in die Nische wandern, daß in Falkläfen, Schlagläfen, Zugnetzen zahlreiche kleine Singvögel eingefangen werden und mit ihnen ein recht schamloser Handel getrieben wird, will schlecht zu den Vorwürfen passen, mit denen wir die südländischen Vogelfänger bedenkten.